Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Offenburger Tageblatt. [Offenburg-Stadt]. 1950-1952 1951

31 (4.8.1951) Heimatbeilage zum Wochendende

Visual Library

Das Bild der Mutter / Eine Novelle

5. Fortsetzung

Sie sah ihn traurig an; nur eine Sekunde lang; dann flog ihr Auge hastig wieder nach der Wiege. „Du weißt", sagte sie, immer schwerer atmend, „es gibt kein Bild von mir! Du wolltest immer,, es solle nur von einem guten Meister gemalt werden — — wir können nicht mehr warten auf die Meisterhand. — Du könntest einen Photographen kommen lassen, Rudolf; es ist ein wenig umständlich, aber — mein Kind, es wird mich nicht mehr kennenlernen; es muß doch wissen, wie die Mutter ausgesehen."

„Warte noch ein wenig", sagte er und suchte einen mutigen Ton in seine Stimme zu legen. „Es würde dich jetzt zu sehr erregen; warte, bis deine Wangen wieder voller werden!"

Sie strich mit beiden Händen über ihr schwarzes Haar, das lang und glänzend auf dem Deckbett lag, indem sie einen fast wilden Blick im Zimmer umherwarf.

„Einen Spiegel!" sagte sie, indem sie sich völlig in den Kissen aufrichtete. „Bringt mir einen Spiegel!"

Er wollte wehren, aber schon hatte die Alte einen Handspiegel herbeigeholt und auf das Bett gelegt. Die Kranke ergriff ihn hastig; aber als sie hineinblickte, malte sich ein heftiges Erschrecken in ihren Zügen. Sie nahm ein Tuch und wischte an dem Glas, doch es wurde nicht anders, nur immer fremder starrte das kranke Leidensantlitz ihr entgegen.

„Wer ist das?" schrie sie plötzlich. „Das bin nicht ich! — O mein Gott! Kein Bild, kein Schatten für mein Kind!" Sie ließ den Spiegel fallen und schlug die mageren Hände vors Gesicht.

Da drang ein Weinen an ihr Ohr. Es war nicht ihr Kind, das ahnungslos in seiner Wiege lag und schlief; Nesi hatte sich unbemerkt hereingeschlichen; sie stand mitten im Zimmer und sah mit düsteren Augen auf die Stiefmutter, während sie schluchzend in ihre Lippe biß.

Ines hatte sie bemerkt. „Du weinst, Nesi?" fragte sie.

Aber das Kind antwortete nicht.

„Warum weinst du, Nesi?" wiederholte sie heftig.

Die Züge des Kindes wurden noch finsterer. „Um meine Mutter!" brach es fast trotzig aus dem kleinen Mund.

Die Kranke stutzte einen Augenblick; dann aber streckte sie die Arme aus dem Bett, und als das Kind, wie unwillkürlich, sich genähert hatte, riß sie es heftig an ihre Brust. „O Nesi, vergiß deine Mutter nicht!"

Da schlangen zwei kleine Arme sich um ihren Hals, und nur ihr verständlich, hauchte es: „Meine liebe, süße Mama!"

„Bin ich deine liebe Mama, Nesi?"

Nesi antwortete nicht; sie nickte nur heftig in die Kissen.

„Dann, Nesi", und in traulich-seligem Flüstern sprach es die Kranke, „vergiß auch mich nicht! Oh, ich will nicht gern vergessen werden!"

Rudolf hatte regungslos diesen Vorgängen zugesehen, die er nicht zu stören wagte; halb in tödlicher Angst, halb in stillem Jubel; aber die Angst behielt die Oberhand. Ines war in ihre Kissen zurückgesunken; sie sprach nicht mehr; sie schlief plötzlich.

Nesi, die sich leise von dem Bett entfernt hatte, kniete vor der Wiege ihres Schwesterchens; voll Bewunderung betrachtete sie das winzige Händchen, das sich aus den Kissen aufreckte, und wenn das rote Gesichtlein sich verzog und der kleine, unbeholfene Menschenlaut hervorbrach, dann leuchteten ihre Augen vor Entzücken. Rudolf, der still herangetreten war, legte liebkosend die Hand auf ihren Kopf; sie wandte sich um und küßte die andere Hand des Vaters, dann schaute sie wieder auf ihr Schwesterchen. — —

Die Stunden rückten weiter. Draußen leuchtete der Mittagsschein, und die Vorhänge an den Fenstern wurden fester zugezogen. Längst schon saß er wieder an dem Bett der geliebten Frau, in dumpfer Erwartung; Gedanken und Bilder kamen und gingen; er schaute sie nicht an, er ließ sie kommen und gehen. Schon einmal früher war es so wie jetzt gewesen; ein unheimliches Gefühl befiel ihn; ihm war, als lebe er zum zweitenmal. Er sah wieder den schwarzen Totenbaum aufsteigen und mit den düsteren Zweigen sein ganzes Haus bedecken. Angstvoll sah er nach der Kranken; aber sie schlummerte sanft; in ruhigen Atemzügen hob sich ihre Brust. Unter dem Fenster, in den blühenden Syringen sang ein kleiner Vogel immerzu; er hörte ihn nicht; er war bemüht, die trügerischen Hoffnungen fortzuscheuchen, die ihn jetzt umspinnen wollten.

Am Nachmittag kam der Arzt; er neigte sich über die Schlafende und nahm ihre Hand, die ein warmer, feuchter Hauch bedeckte. Rudolf blickte gespannt in das Antlitz seines Freundes, dessen Züge den Ausdruck der Ueberraschung annahmen.

„Schone mich nicht!" sagte er. „Laß mich alles wissen!"

Aber der Doktor drückte ihm die Hand.

„Gerettet!" — Das einzige Wort hatte er behalten. Er hörte auf einmal den Gesang des Vogels; das ganze Leben kam zurückgeflutet. „Gerettet!" — Und er hatte auch sie schon verloren gegeben in die große Nacht; er hatte geglaubt, die heftige Erschütterung des Morgens müsse sie verderben; doch:

Es ward ihr zum Heil,
Es riß sie nach oben!

In diese Worte des Dichters faßte er all sein Glück zusammen; wie Musik klangen sie fort und fort in seinen Ohren.

— — Immer noch schlief die Kranke; immer noch saß er wartend an ihrem Bett. Nur die Nachtlampe dämmerte jetzt in dem stillen Zimmer; draußen aus dem Garten kam statt des Vogelsangs nun das Rauschen des Nachtwindes; manchmal wie Harfenton wehte es auf und zog vorüber; die jungen Zweige pochten leise an die Fenster.

„Ines!" flüsterte er; „Ines!" er konnte nicht lassen, ihren Namen auszusprechen.

Da schlug sie die Augen auf und ließ sie fest und lange auf ihm ruhen, als müsse aus der Tiefe des Schlafes ihre Seele erst zu ihm hinaufgelangen.

„Du, Rudolf?" sagte sie endlich. „Und ich bin noch einmal wieder aufgewacht!"

Er blickte sie an und konnte sich nicht ersättigen an ihrem Anblick. „Ines", sagte er — fast demütig klang seine Stimme —, „ich sitze hier, und stundenlang schon trage ich das Glück wie eine schwere Last auf meinem Haupte; hilf es mir tragen, Ines!"

„Rudolf —!" Sie hatte sich mit einer kräftigen Bewegung aufgerichtet.

„Du wirst leben, Ines!"

„Wer hat das gesagt?"

„Dein Arzt, mein Freund; ich weiß, er hat sich nicht getäuscht."

„Leben! O mein Gott! Leben! — Für mein Kind, für dich!" — Es war, als käme ihr plötzlich eine Erinnerung; sie schlang die Hände um den Hals ihres Mannes und drückte sein Ohr an ihren Mund. „Und für deine — für eure, unsere Nesi!" flüsterte sie. Dann ließ sie seinen Nacken los, und seine beiden Hände ergreifend, sprach sie zu ihm sanft und liebevoll. „Mir ist so leicht!" sagte sie. „Ich weiß gar nicht mehr, warum alles sonst so schwer gewesen ist!" Und ihm zunickend: „Du sollst nur sehen, Rudolf; nun kommt die gute Zeit! Aber" — und sie hob den Kopf und brachte ihre Augen ganz dicht an die seinen — „ich muß teilhaben an deiner Vergangenheit, dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und, Rudolf, ihr süßes Bild soll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinschaftlich gehört; sie muß dabei sein, wenn du mir erzählst."

Er sah sie an wie ein Seliger.

„Ja, Ines; sie soll dabei sein!"

„Und Nesi! Ich erzähl' ihr wieder von ihrer Mutter, was ich von dir gehört habe — was für ihr Alter paßt, Rudolf, nur das — —"

Er konnte nur stumm nicken.

„Wo ist Nesi?" fragte sie dann! „ich will ihr noch einen Gutenachtkuß geben!"

„Sie schläft, Ines", sagte er und strich sanft mit der Hand über ihre Stirn. „Es ist ja Mitternacht!"

„Mitternacht! So mußt auch du nun schlafen! Ich aber — lache mich nicht aus, Rudolf — mich hungert; ich muß essen! Und dann, nachher, die Wiege vor mein Bett; ganz nahe, Rudolf! Dann schlaf auch ich wieder; ich fühl's; gewiß, du kannst ganz ruhig fortgehen."

Er blieb noch.

„Ich muß erst eine Freude haben!" sagte er.

„Eine Freude?"

„Ja, Ines, eine ganze neue; ich will dich essen sehen!"

„O du!"

Und als ihm auch das geworden, trug er mit der Wärterin die Wiege vor das Bett.

„Und nun gute Nacht! Mir ist, als sollte ich noch einmal in unseren Hochzeitstag hineinschlafen."

Sie aber wies glücklich lächelnd auf ihr Kind.

Und bald war alles still. Aber nicht der schwarze Totenbaum streckte seine Zweige über das Dach des Hauses; aus fernen Aehrenfeldern nickte sanft der rote Mohn des Schlummers. Noch eine reiche Ernte stand bevor.

*

Und es war wieder Rosenzeit. — Auf dem breiten Steige des großen Gartens hielt ein lustiges Gefährte. Nero war augenscheinlich avanciert; denn nicht vor einem Puppen-, sondern vor einem wirklichen Kinderwagen stand er angeschirrt und hielt geduldig still, als Nesi an seinem mächtigen Kopf jetzt die letzte Schnalle zuzog. Die alte Anne beugte sich zu dem Schirm des Wägelchens und zupfte an den Kissen, in denen das noch namenlose Töchterchen des Hauses mit großen offenen Augen lag; aber schon rief Nesi: „Hü, hott, alter Nero!" und in würdevollem Schritt setzte die kleine Karawane sich zu ihrer täglichen Spazierfahrt in Bewegung.

Schluß folgt

Zwischen Rhein und Schwarzwald

Heimatbeilage zum Wochenende

2. JAHRGANG | 4. August 1951 | Nummer 31

Lorenz Oken und sein Werk

Zum 100. Todestag des genialen badischen Naturforschers am 11. August

„Es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist wie Oken und Humboldt . . . oder ob einer ein Lied macht wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge."

(Goethe zu Eckermann)

Lorenz Oken wurde am 1. August 1779 in Bohlsbach bei Offenburg (Baden) geboren. Seine wissenschaftliche Bedeutung erkannte man sehr früh und nachdem er wenige Jahre Privatdozent in Göttingen gewesen war, übertrug man ihm 1807 eine Professur in Jena. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten und naturphilosophischen Erkenntnisse führten ihn schnell in die Nachbarschaft Goethes. Lorenz Oken war der erste, der es wagte, einen Mittelpunkt, ein einziges lebendiges, ein genetisches Prinzip in der chaotisch erscheinenden Mannigfaltigkeit der Naturformen und -tatsachen anzunehmen. Diese wissenschaftliche Einsicht war es, die Goethe veranlaßte, Oken den genialen Naturen zuzurechnen. Großes Aufsehen erregte es auch zur damaligen Zeit, als Oken seine Erkenntnis publizierte, daß der Bau des menschlichen Schädels im wesentlichen als der einer Wirbelsäule angesehen werden müsse. Diese Entdeckung hatte ungefähr zu gleicher Zeit auch Goethe gemacht. Es gab einen Prioritätsstreit, dessen Wellen jedoch nicht allzu hoch schlugen.

Lorenz Oken gehörte zu jenen Wissenschaftlern, die mit großer Leidenschaft dagegen auftraten, daß die Wissenschaft — insonderheit die Naturwissenschaft — nur als Mittel für den gemeinen Nutzen mißbraucht werde. Er nannte das Studium um des persönlichen Vorteils, um des Broterwerbs und des materiellen Gewinns willen ein „Wucherstudium", das den „Geist der Wissenschaft zerstört". Grundlage aller Wissenschaft, die sich nicht in Spekulation verlieren wolle, sei die Naturphilosophie. „Alle Philosophie" so schreibt er „muß mit der Naturphilosophie beginnen und mit ihr enden. Ohne sie ist jede Metaphysik ein Unding, die Moral aber, das Naturrecht, die Religion und die Kunst sind nur die Blüten der Naturphilosophie."

Den „höchsten, letzten und einzigen Wert" der Naturgeschichte sah Oken in der „Erhebung des Volkes zur allseitigen Bildung". Vor der humanistischen Bildung müsse die Naturbildung stehen, ohne sie sei die bisher „undurchdringliche und in Deutschland besonders fühlbare Scheidewand" zwischen den gesellschaftlichen Ständen nicht zu beseitigen. Darum aber war es Oken besonders zu tun. Darum beschränkte er sich auch nicht allein auf sein Fach, in dem er so viel Anerkennung aus den Kreisen seiner Fakultät gefunden hatte, sondern gründete im Herbst 1816 ein enzyklopädisches Blatt „Isis", in dem er die nach 1815 mächtig emporgewachsene demokratische Bewegung förderte. Aber Metternich und seine Anhänger blickten mit wachsendem Unbehagen auf das publizistische Wirken Okens, und als dieser 1817 am Wartburgfest der Burschenschaften teilgenommen hatte, wurde die ziemlich liberale Weimarer Regierung gezwungen, Oken vor die Wahl zu stellen, entweder sein Blatt „Isis" oder die Professur aufzugeben. Oken blieb seinem Charakter treu und verzichtete auf die Professur. Bis zum Jahre 1828 verharrte er noch als Privatgelehrter in Jena, dann folgte er einem Rufe an die Universität München. Aber auch hier mußte der ehrliche Mann bald weichen. So ging er 1832 nach Zürich, wo man ihm eine Stelle als Professor der Medizin angetragen hatte. Hier starb er am 11. August 1851.

Okens großes dreizehnbändiges Werk „Allgemeine Naturgeschichte" ist noch heute eine Fundgrube wertvoller philosophischer Erkenntnisse, durch die wir zu der ewig gültigen Wahrheit geführt werden, daß die Wissenschaft, die nur um des gemeinen Nutzens willen gepflegt wird, schädlich — oder wie es Werner Heisenberg, der Atomforscher, in diesen Tagen formuliert hat — ohne Segen ist.

Friedrich Heimburg

Oken, Lorenz, eigentlich Ockenfuß, Naturforscher, geb. 1. August 1779 Bohlsbach (Baden), gestorben 11. August 1851 Zürich, 1807—19 Professor der Medizin in Jena (1828 in München, 1832 in Zürich), wo er 1817 die Herausgabe der „Isis" begann, eines enzyklopädischen Blattes naturhistorischen, auch politischen Inhalts, wegen dessen er die Professur aufgeben mußte. Er rief die Naturforscherversammlungen ins Leben. Okens Hauptbestrebung ging auf die Darstellung eines in sich zusammenhängenden, alle Reiche der Natur und ihre Elemente umfassenden Natursystems, das, obwohl auf Schelling sich stützend, ganz eigentümlich ist. In seinem Lb. der Naturphilosophie (1808—11, 3. Aufl. 1843) gab er die Begründung des Systems, das in dem Lb. der Naturgeschichte (1813-27 3 Bde.) entwickelt ist. Die Naturphilosophie ist nach O die Wissenschaft von der ewigen Verwandlung Gottes in die Welt. Lit.: A. Ecker, L. Oken (1880). C. Güttler, L. O. und sein Vermächtnis zur modernen Entwicklungslehre (1884). Meyers Lexikon von 1927

Grimmelshausen und der Schwarzwald

Zur 275. Wiederkehr des Todestages von Grimmelshausen

Dem oberrheinischen Leser der simplicianischen Schriften vermitteln jene Kapitel in diesen besonderen Genuß, in denen vom Schwarzwald die Rede ist und seine landschaftliche Schönheit gerühmt wird. Lange ehe unser Bergland die Gunst der Wanderer und Reisenden gewonnen hat, hat der Dichter seine Eigenart und seine Reize erkannt und gepriesen. Er war ein gewiegter Kenner des nördlichen und zum Teil auch des mittleren Schwarzwalds. Schon als „rotziger Musketierer", der dann zur Garnison der Festung Offenburg gehörte, lernte er das Gebirge kennen. Als Schauenburgischer Gütervogt, als Wirt „Zum Silbernen Stern" und endlich als bischöflicher, straßburgischen Schultheiß zu Renchen hat er, so darf man nach dem Eindruck von Schilderungen in seinen Werken schließen, häufig zum Wanderstab gegriffen, um die Moos zu ersteigen, zum Mummelsee zu pilgern, aber auch um im Sauerbrunnen Griesbach, in dem er seinen Simplicissimus die Landstörzterin Courage kennen lernen läßt, geruhsame Tage zu verbringen.

So oft der Mummelsee auch dichterisch verherrlicht worden ist, die wundervollste Dichtung, die ihm je und je gewidmet ward, findet sich im Roman des „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus". Das Wunderreich des Königs aller Gewässer, in das Simplicissimus durch den Mummelsee gelangt, macht die Schöpfung eines Dichters aus, dessen Phantasie ebenso kühn wie farbenreich und überzeugend anmutet. Wie oft man die Mummelsee-Kapitel in dem unvergänglichen Roman auch lesen mag, sie bestricken jedesmal aufs Neue und erfüllen mit Bewunderung vor der Genialität Grimmelshausens in der Erfindung wie in der Ausdeutung landschaftsgebundener Sagenwelt.

Den Gasthalter „Zum Silbernen Stern", in dem heute zu Oberkirch gehörenden Gaisbach, darf man sich kecklich als einen echten Schwarzwald-Wirt vorstellen. Die heiteren Verse über schmackhafte Käsearten und über süffige Weine, wie der Dichter sie in seinen „Ewigwährenden Kalender" eingestreut hat, mögen an den Wänden der Schenkstube im „Silbernen Stern" gestanden haben. Was hindert uns daran, anzunehmen, daß Grimmelshausen sie zum besten gab, wenn etwa Gäste aus dem Sauerbrunnen Griesbach bei ihm einkehrten, die von diesem seltsamen Dichter und Poeten Kenntnis erhalten hatten. Wenn, wie zu hoffen steht, die „Grimmelshausenrunde", die durch den zweiten Weltkrieg außer Kurs gesetzt wurde, sich wieder versammelt, mag sich einmal bei einer ihrer Zusammenkünfte Gelegenheit geben, des Gasthalters Grimmelshausen im besonderen zu gedenken . . . .

Die Bekrönung der Beziehungen Grimmelshausens zum Schwarzwald stellen jene Partien im „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus" dar, in denen erzählt wird, wie der weltmüde gewordene Held in die Einsamkeit entflieht und auf der Hohen Moos zum Eremit wird. In der Einsamkeit erschließt sich Simplicissimus die landschaftliche Schönheit des Schwarzwalds. Fühlbar ergriffen entwirft der Dichter ein Bild von der Ausschau über die Ebene, ins Renchtal, ins Kinzigtal, hinüber zur Geroldseck, die wie der König in einem aufgesetzten Kegelspiel zwischen den Nachbarbergen aufragt, und auf Straßburg, dessen hoher Münsterturm wie das Herz mitten in einem Leib hervorprangt. Nie ist seither gleich knapp und schlüssig, aber auch gleich dichterisch und beglückend das Erlebnis der Sicht von Schwarzwaldhöhen nach Westen charakterisiert worden.

Es war darum ein guter Gedanke, droben auf der Hohen Moos einen Gedenkstein zu errichten, der an Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen als den bestrickenden Schilderer des Schwarzwalds erinnert. Was Johann Peter Hebel für das Markgräflerland, Joseph Victor von Scheffel für den Hegau, Heinrich Hansjakob für das Kinzigtal sind, das ist der Dichter der simplicianischen Schriften für die Ortenau und den Schwarzwald, für Hornisgrinde, Mummelsee und Hohe Moos. Ja, man kann von der Welt um Renchen und das Renchtal, vor allem aber auch um Offenburg und die Moos als von der „simplicianischen Landschaft" sprechen. Dessen inne zu werden, gibt die 275. Wiederkehr des Grimmelshausenschen Todestages beziehungsreichen Anlaß.

Balthasar Mooser.

Bauern- und Winzerregeln im August

Fängt der August mit Hitze an, bleibt sehr lang die Schlittenbahn.

Was im August nicht kocht, läßt der September ungebraten.

Hitze um Dominikus, ein strenger Winter kommen muß.

Ist Laurentius ohne Feuer, gibts ein kaltes Weinchen heuer.

Wenn im August schon Schwalben ziehn, sie vor dem nahen Herbste fliehn.

Wenns im August ohne Regen abgeht, das Pferd mager vor der Krippe steht.

Mariä Himmelfahrt klar Sonnenschein, bringt gern viel guten Wein.

Wie sich Bartholomäus hält, ist der ganze Herbst bestellt.

Wenn im August viel Goldkäfer laufen, braucht der Wirt den Wein nicht taufen.

Wie heuer der Augustmond war, wird sein der nächste Februar.

Rh. R.

Die wiedererstandene Karlsruher Galerie

Geleitwort des Bundespräsidenten zur Wiedereröffnung der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe

Nicht freudig und dankbar genug kann die Wiedereröffnung der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe begrüßt werden. In jahrelanger Arbeit hat ihr Leiter, Professor Dr. Kurt Martin, sie neu geordnet und gestaltet. Die Bedeutung dieser hervorragenden Galerie hat auch Bundespräsident Professor Dr. Theodor Heuß in einem außerordentlich beachtlichen Geleitwort zur Wiedereröffnung gewürdigt, dem wir die folgenden Sätze entnehmen:

Daß die Karlsruher Galerie die Verwüstung durch den Krieg hinter sich gebracht hat und wieder ihren großen und reichen Besitz in guten Räumen den Freunden der Kunst freudig darbieten kann, ist ein froher Anfang. Karlsruhe ist damit eine der ersten Städte, die dafür sorgen konnten, daß die Begegnung mit meisterlichen Schöpfungen der Vergangenheit und der Gegenwart denen wieder gegeben wird, deren Lebensrhythmus solche Möglichkeit sucht, ja braucht. Man freut sich über jede solche Nachricht, da man Städte mit großen und ehrwürdigen Sammlungen kennt, denen das eigene Obdach noch fehlt; das ist dann ein arges Betrübnis, nicht bloß für jenen Reisenden, der „Bildung" inventarisieren will, sondern für den rechten Bürger der Gemeinde, der mit den schönen Dingen zu leben gewohnt war und sich zu diesem Reicher-Werden durch Beschenkung mit immateriellen Werten wieder zurücksehnt.

Denn diesen Menschen gab es und soll es wieder geben. Ihm gilt vor allem das Mühen und Sorgen derer, die in der Museumsarbeit stehen. Natürlich wirken in deren Geschichte auch andere Elemente mit. Als „das Sammeln", erst fürstlich und magistratlich, dann staatlich und kommunal, eine gepflegte Tradition wurde, war dabei ganz gewiß auch ein primitiver Besitzwille im Spiel: man hielt Ausschau nach dem Wertvollen, auch solchem, das nicht so sehr durch Qualität als durch Seltenheit bestach. Aber in dem Maße, als Museen und Galerien zu einer Angelegenheit der öffentlichen Verantwortung wurden, trat dieser Gesichtspunkt in den Hintergrund. Die schönen Dinge haben nicht die Aufgabe, Besitz des Staates zu sein, sondern

von seinen Bürgern besessen zu werden;

sie mögen Stolz und Dank empfinden über den freundschaftlichen Verkehr mit diesem und jenem Werk der heimatlichen Sammlung und über eine Begegnung, die nun gerade ihnen verstattet ist und die zu einer stillen Vertrautheit führt.

Es gibt natürlich auch eine historisch-wissenschaftliche Beziehung zu den Schätzen einer öffentlichen Sammlung, und der Ehrgeiz ihrer Verwalter kann den Akzent darauf legen, daß auch dieses Bedürfnis nicht zu kurz komme, daß der Trieb zur Forschung sein Genüge finde. Das ist verständlich und kann löblich sein, aber es ist im Elementaren sekundär, denn es wendet sich vorab an die Fachleute. Der Besucher aber will nicht so sehr systematisieren und klassifizieren, sondern will sehen, er soll (und er wird) in der genießenden Anschauung sehen lernen. Das ist die große und unpedantische Erziehungskraft, die in den Räumen einer Galerie lebendig bleibt; ihr sich offen zu halten, mag gerade den Deutschen bekömmlich sein, bei denen in den Dingen der Künste das Ohr geschulter zu sein pflegt als das Auge. Was ist ihnen an unmittelbarer Sinnenhaftigkeit verloren gegangen, das auch sie einmal besaßen und das sie sich zur Lebenserhöhung zurückgewinnen können! Der Weg, wird er beschritten, führt nicht ins Geschmäcklerisch-Artistische, sondern in die Freiheit eines Sicher- und Unbefangen-Seins, das heißt zu allgemein-menschlichen Werten.

Das rechte Wort zur rechten Zeit

Wie der Großvater Scheffels zu Gengenbach „Klosterrezeptor" wurde

Das Benediktinerkloster Gengenbach hat unter seinen Aebten manchen bedeutenden Mann gehabt. Einer der bekanntesten und berühmtesten war Jakob Trautwein aus der Dorfgemeinde Langenwingen im Allgäu. Seine Schwester hatte dort den Landwirt Josef Scheffel geheiratet, und das erste Kind dieses Bundes, Magnus genannt, wurde von besagtem Abte als Pate und Onkel aus der Taufe gehoben. Der Bauernknabe Magnus Scheffel verwaiste früh, und da seine Eltern ihm keine Reichtümer hinterlassen hatten, fühlte Onkel Trautwein in sich die Verpflichtung, sich seines Patenkindes anzunehmen. Als Wichtigstes erschien ihm zunächst ein wohlbestellter und ausreichender Schulsack.

So wuchs der an irdischen Gütern arme, aber aufgeweckte und strebsame Junge heran. Was hätte ihm, als er die Zeit gekommen glaubte, aussichtsreicher erscheinen können, als sich nach Gengenbach aufzumachen und ganz unter die Obhut seines geistlichen Onkels zu treten! Zu Fuß zog er seines Wegs in das ferne Tal der Kinzig und hatte sich nicht getäuscht: er wurde dort liebreich aufgenommen.

Die Abtei Gengenbach bot viele Möglichkeiten, und es lag ganz in der Hand ihres mächtigen Abtes, sie ihm zu erschließen. Die Stelle des klösterlichen Oberschaffners, die neu zu besetzen war, erschien beiden als richtiges Tätigkeitsfeld, und alsbald begann der Anwärter Scheffel, sich ihren Geschäften zu widmen. Die endgültige Uebertragung des Dienstes freilich hatte sich der in Bruchsal residierende Bischof von Speyer vorbehalten, auch waren der Bewerber noch mehrere, und als alles soweit gediehen war, kam der Bischof, feierlich empfangen, eines schönen Tags nach Gengenbach, um aus der Zahl der Beflissenen den richtigen auszuwählen und zu designieren.

Nach Sitte der damaligen eß- und trinkfesten Zeit hatte das nicht allein auf staubigem Aktenweg vor sich zu gehen; ein reichhaltiges Mahl, in dessen Zubereitung und Auftischung die Klosterleute allzeit besondere Meister waren, und dem die köstlichen Weine der Ortenau beigegeben waren, mußte die Amtshaltung würzen. Die Schaffner-Anwärter, deren Ohren vor Eifer, guten Eindruck zu machen, glühten, wurden zu dem Mahle eingeladen.

Unserm jungen Magnus Scheffel mag das Herz, angesichts so vieler Bewerber, wohl ein bissel zweiflerisch gebubbert haben; da kam ihm ein lustiger Zufall, den er schlagfertig auszunutzen verstand, zu Hilfe. Als nämlich der lebfrisch aus dem Klosterweiher geholte und schön blau gesottene Fisch, ohne den kein klösterlich Mahl zu denken war, aufgetragen wurde, begegnete einem Aufwärter das Mißgeschick, die Tunke über des Bischofs violettseidenes Gewand zu gießen. Allseitiges peinliches Schweigen entstand. Und in dieses Schweigen hinein platzte plötzlich, von einem jugendlich hellen Lachen bgleitet, aus Magnus Scheffels Munde der Ruf: „Ich hab meiner Lebtag schon viel Schönes anrichten sehen, aber einen Reichsprälaten in Forellensauce noch nie!"

Diesem Bonmot konnte auch der Bischof nicht widerstehen. Ob er wollte oder nicht: er mußte mitlachen, vergaß dabei aber nicht die Ueberlegung, daß solch' ein gewitzigter Fant auch der richtige Mann für ihn werden könnte. Und: „Er ist ein origineller Kauz, er soll Oberstiftsschaffner werden!", kam des Bischofs Entscheid. —

Auf diese Weise also ist Magnus Scheffel „Klosterrezeptor" geworden. Als solcher hatte er — der geneigte Leser merkt was, das den späteren Enkel Joseph Viktor angeht — unter anderem auch den reichen Rebgütern und Weinkellereien des Stifts seine sorgende Hand zu leihen. Dieser Klosterrezeptor Magnus Scheffel war nämlich kein anderer, als der Großvater unseres badischen Dichters, der auch die Gaudeamus-Lieder schuf.

Franz Joseph Götz.

Ein Mosaikbild der deutschen Geschichte

2000 Jahre Bodensee-Reisen / Hochsaison schon zur Zeit des Konstanzer Konzils

PRD. Schon lange bevor die modernen Dampfschiffe die blauen Wasser des Schwäbischen Meers furchten, fuhren Segelboote und Fischerkähne kreuz und quer über den Bodensee. Getreide und Früchte, Wein und Fische wanderten im Tauschhandel gegen Stoffe und Güter aller Art seit altersher seeauf, seeab.

Auf der Insel Lindau legten die Römer den ersten Hafen für ihre Flotte an. Sie errichteten auf dem Boden des heutigen Bregenz ein Kastell, das damalige Brigantium, gründeten am Schweizer Ufer die Kolonie arbor felix, das heutige Arbon, und tauften das auf der Konstanzer Predigerinsel gebaute Kastell auf den Namen Kaiser Konstantin Chlorus. Mit diesen Befestigungen beherrschten die Römer den ganzen See. Mit ihnen kamen die ersten Weinreben ins Hinterland und gediehen hier so prächtig, daß sich Einheimische wie Fremde heute noch an diesem römischen Erbe mit Behagen gütlich tun.

Ein kriegerischer „Fremdenverkehr"

Zahlreiche neue Niederlassungen kamen im frühen Mittelalter hinzu. Fränkische Könige sollen der Sage nach die alte Meersburg errichtet haben, die später von den Hohenstaufen zur Festung ausgebaut wurde, die Kaiser Ludwig von Bayern ebenso vergeblich belagerte, wie sie die Schweden dreimal umsonst berannten. Ueberlingen, wo die Alemannen im 7. Jahrhundert eine Burg gebaut haben sollen, wurde 1397 zur Freien Reichsstadt erklärt. Radolfzell, aus einem im 9. Jahrhundert errichteten Kirchlein entstanden, galt im Mittelalter als Haupthandelsplatz für Getreide und stand bei der Hegauer Ritterschaft hoch im Ansehen. Friedrichshafen wird 837 erstmalig erwähnt, wechselte dann von den Grafen von Linzgau zu den Welfen und von diesen im 12. Jahrhundert zu den Staufern über. Hier sammelte im 13. Jahrhundert ganz in der Nähe Konradin sein Heer, ehe er nach Italien aufbrach, um dort unter dem Schafott von Neapel sein trauriges Ende zu finden. Auch Friedrichshafen war das Geschick nicht gnädig. Kaum zur Freien Reichsstadt erklärt, brannte es 1291 bis auf die Grundmauern nieder, ging 1363 von einem Blitz getroffen in Flammen auf, wurde 1634, umgetauft auf Gustavsburg, Kriegshafen der Schweden und zehn Jahre später geplündert. Dagegen hatte Konstanz eine glänzende Vergangenheit. Schon Karl der Große weilte in seinen Mauern und zur Zeit des Konzils sollen über 200 000 Menschen — 50 000 Einheimische und 150 000 Besucher — dort gelebt haben, nachdem Konstanz 1192 als erste der Bodenseestädte Freie Reichsstadt wurde. Auch an Lindau brachen sich die Wellen der Jahrhunderte oft recht stürmisch, vor allem im 30jährigen Krieg, da Lindau als Festung der Kaiserlichen 1647 vergeblich von den Schweden belagert wurde. Heute sind seine alten Festungswälle in festliche Anlagen umgewandelt und im Hafen grüßen Leuchtturm und Löwe weithin nach den Ufern Bayerns, Oesterreichs und der Schweiz.

Heute Gäste aus aller Welt

Mit dem 19. Jahrhundert erwachten die Bodensee-Häfen zu einem blühenden Leben. Wohl hatten schon zuvor große Segelschiffe einen regen Verkehr von Ufer zu Ufer ermöglicht. Diese Leistungen wurden jedoch durch die neuen Dampfschiffe weit überboten, von denen die „Max Joseph" in einem einzigen Monat des Jahres 1925 über 20 000 Zentner Güter und 600 Personen von Lindau nach Rohrschach transportierte. Als dann die ersten Eisenbahnverbindungen die Bodenseehäfen auch noch mit der großen Welt verbanden, da wurde Friedrichshafen zum Umschlagplatz für die Gäste aus Württemberg und prunkte mit seiner neuen Uferstraße, die heute noch als der schönste Panoramaweg entlang des ganzen Sees gilt. Ueber Lindau strömten die Bodenseeliebhaber aus Bayern ein, nachdem der 1812 neu angelegte Hafen 1856 ausgebaut worden war, um dem wachsenden Verkehr zu genügen. Um die Jahrhundertmitte sorgte auch Meersburg für einen modernen Hafen und einen Fährbetrieb, doch blieb es bis heute die einzige Stadt in Deutschland und am See, die über keine Eisenbahnverbindung verfügt. Ueberlingen wurde zum Ausgangspunkt nach der Mainau, nach Bodman und der Reichenau, besonders für die Gäste aus dem Schwarzwald, die eine direkte Bahnverbindung hierher und nach Konstanz führt. Schließlich wartete auch Bregenz mit einem prächtigen Hafen auf, der heute mit zu den schönsten an den Gestaden des Bodensees zählt.

Hermann Beutten 70 Jahre

Der bekannte Baden-Badener Dichter, Schriftsteller, Komponist und Jurist Dr. Hermann Beuttenmüller (Autorname Hermann Beutten) wurde am 6. August 1881 in Baden-Baden geboren, absolvierte hier das Gymnasium und studierte in Freiburg, Kiel, Berlin, München und Heidelberg Jura, schrieb seine Doktordissertation über „den rechtlichen Schutz des Gehörs" und war zwei Jahrzehnte lang als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt tätig, zugleich aber auch als sehr fruchtbarer Lyriker, Schriftsteller und Komponist von zahlreichen Operetten, die Zeiterscheinungen der Inflationszeit treffsicher karikierten, wie „Familie Raffke", „Meine Frau, das Fräulein", „Der Glücksschmied", „Der große Kavalier", die über zahlreiche Bühnen des In- und Auslandes bis nach USA gekommen sind, auch „Die Schönen von Baden-Baden", die auch als Sammlung heiterer Erzählungen erschienen sind.

F. B.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg